Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 54 (1974-1975)
Heft: 7

Rubrik: Kommentar

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kommentar

VERUNSICHERUNGEN IN DER SCHWEIZERISCHEN POLITIK

Verunsicherung ist eines jener sprachlichen Ungeheuer, wie sie eine Zeit hervorzubringen pflegt, deren Sprachgefühl im Schwinden und damit – verunsichert ist. Dem Inhalt nach trifft das Wort aber recht genau einen Sachverhalt des öffentlichen Bewusstseins, der gegenwärtig so ziemlich den ganzen öffentlichen Bereich überschattet. Zwar lässt sich nicht behaupten, dass die letzten Jahre besonders ruhig gewesen seien. Seit Mitte der sechziger Jahre ist die «Unruhe» im Gegenteil ein Hauptmerkmal des öffentlichen Klimas.

Damals setzte in rasch wachsendem Masse die Kritik an negativen Begleiterscheinungen unserer florierenden Industriegesellschaft ein. Der wirtschaftliche Wiederaufbau der Nachkriegszeit war, jedenfalls in unserem Lande, abgeschlossen; die Hochkonjunktur, der man bis dahin nur bedingt getraut hatte, schien endgültig stabilisiert und wurde entsprechend als «fester Posten» ins Zeitverständnis integriert. Um so deutlicher sprangen nun Fragen der *Verteilung* des scheinbar definitiv gesicherten Bruttosozialprodukts in die Augen; und um so stärker traten auch die Probleme ins Blickfeld, die heute unter dem Begriff Lebensqualität zusammengefasst werden.

Parallel dazu setzte eine Erneuerungsbewegung im politisch-institutionellen Bereich ein. Zwar fiel der 1965 lancierte Gedanke einer Totalrevision der Bundesverfassung nicht auf allzu fruchtbaren Boden. Doch häuften sich Einzelvorstösse, und auch der Bundesrat wurde von dem Reformfieber gepackt. Sichtet man all die hängigen oder bereits abgeschlossenen Postulate, so kommt man zu einer erstaunlichen Bilanz. Die Masse allein tut es indessen nicht. Die grosse Zahl von punktuellen Änderungen legt vielmehr den Verdacht nahe, dass dem reformerischen Drang die klare Linie, der «grand dessein» fehle. Es wird sich weisen, ob die nun eingesetzte zweite Expertengruppe für eine Totalrevision hier Abhilfe zu schaffen vermag.

Konjunktur mit Fragezeichen

Diese Unruhe rund um die Wohlstandsgesellschaft und ihre negativen Begleiterscheinungen hat nun plötzlich eine neue Dimension erhalten. Das Wohlstandsgefühl selbst ist verunsichert. Immer häufiger wird die Frage gestellt: Wie lange geht es noch so weiter? Zwar haben die Wirtschaftsexperten schon seit langem vor allzu grossem Optimismus gewarnt. Da die Prognostiker aber in den fünfziger Jahren krass versagt hatten und vom anhaltend positiven Konjunkturverlauf aufs spektakulärste widerlegt worden waren, glaubte man ihnen auch in den letzten Jahren nicht mehr recht.

Es bedurfte schon der sogenannten Ölkrise, um eine weitere Öffentlichkeit aufzurütteln. Der Schulterschluss einiger arabischer «Ölscheichs» im Gefolge des Nahostkonflikts genügte, um die Verletzlichkeit unseres Wohlstands dra-

stisch zu demonstrieren. Nun erinnerte man sich plötzlich auch in weiteren Kreisen jener Symptome, die schon seit längerer Zeit zutage lagen: geradezu katastrophale Entwicklung der Börse, steigende Arbeitslosenzahlen in fast allen Industriestaaten, abgrundtiefe Krise in Italien, düstere Wolken über Englands Wirtschaft, schwere Erschütterungen des Währungssystems, weltweiter Fortgang der Inflation.

Im Gegensatz zu früheren Flauten macht der Krebsgang diesmal offensichtlich vor unseren Landesgrenzen nicht mehr halt. Banken sind in Schwierigkeiten geraten; Betriebsschliessungen oder Produktionsdrosselungen werden gemeldet; das Immobiliengewerbe und der Bausektor sind in alarmierender Weise verunsichert. Zwar spricht man immer noch von «Gesundschrumpfung». Doch bei der heutigen Verflechtung der verschiedenen Branchen ist es schwer zu sagen, wann und wo diese «Gesundschrumpfung» in ein ausgewachsene Krise ausmünden würde.

Eine verantwortungslose Initiative

Auf diesem Hintergrund nimmt sich die dritte Überfremdungsinitiative, über die am 20. Oktober abgestimmt werden wird, besonders merkwürdig aus. Zwar ist es unverkennbar, dass das Überfremdungsproblem weite Kreise tief bewegt. Vor allem in den Grossagglomerationen ist das tragbare Mass in den Augen vieler überschritten. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass die Zahl der erwerbstätigen Ausländer gesenkt worden ist, weil eben für den Erfahrungsbereich des Bürgers die Wohnbevölkerung ausschlaggebend erscheint, die nun energisch stabilisiert werden soll. Es ist aber doch erstaunlich, dass eine Grosszahl von Bürgern – sie liegt gemäss Umfragen bei 43 bis 45 Prozent der Stimmberechtigten – einer Initative zuzuneigen scheint, die geradezu als selbstmörderisch bezeichnet werden muss.

Wie widersinnig sie ist, müsste eigentlich jedermann schon aufgrund der Tatsache aufgegangen sein, dass die Initianten selbst nicht recht an die Realisierung glauben und geradeheraus erklären, man müsste die Initiative mittels Notrecht korrigieren. Es ist denn auch schlechthin unvorstellbar, wie die Ausweisung von über 540 000 Menschen binnen dreier Jahre bewerkstelligt werden soll. Nationalrat Schwarzenbach, der gewiss nicht im Rufe steht, ein «Ausländerfreund» zu sein, qualifizierte die Initiative als «Gift für die Schweiz». Eine sorgfältige Analyse der möglichen Folgen der Initiative, die an der Hochschule St. Gallen unter Leitung von Prof. Kneschaurek vorgenommen wurde, ergab eindeutig, dass nicht nur einzelne Branchen, sondern die Wirtschaft als ganzes und damit jeder einzelne schwer getroffen würde. Zu schweren Bedenken gibt vor allem auch der Umstand Anlass, dass die schwächeren Wirtschaftszweige und die wirtschaftlich schwächeren Regionen besonders hart betroffen würden. Das ist staatspolitisch höchst unerwünscht. Es müsste heute im Gegenteil darum gehen, das Wirtschaftsgefälle zwischen «finanzschwachen» und «finanzstarken» Gebieten unseres Landes besser auszugleichen. Der Föderalismus bleibt nur dann lebenskräftig, wenn auch die einzelnen Glieder lebenskräftig sind. Dazu aber ist ein Mindestmass an eigener Wirtschafts- und Finanzkraft unerlässlich.

Eine bedrückende Frage

Die vernünftigen Argumente sind also zweifellos auf seiten der Gegner der Initiative zu finden; und vermutlich wird auch eine Mehrzahl der Bürger diesen Argumenten folgen. Es bleibt aber die bedrückende Frage übrig, wie es möglich ist, dass eine so grosse Minderheit sich diesen Argumenten schlicht und einfach verschliesst. Und dies in einem Zeitpunkt, da die Labilität der Wirtschaftslage niemandem mehr verborgen bleiben kann. Man kommt nicht um die Feststellung herum, dass hier tiefere emotionale Schichten eines Teils der Bürgerschaft betroffen und aufgewühlt worden sind, die nicht leicht ausgelotet werden können.

Es ist in diesem Zusammenhang viel von Wirtschaftsfeindlichkeit die Rede. Aber dieser Reflex dürfte bei einer Mehrheit dieser Minderheit nicht ausschlaggebend sein. Die Kritik am Wirtschaftswachstum geht in diesen Kreisen keinesfalls bis zum postulierten wirtschaftlichen Selbstmord. Ferner werden Probleme der Infrastruktur ins Feld geführt. Doch ist erwiesen, dass die Ausländer mit ihrem weit überdurchschnittlichen Anteil an Erwerbstätigen in der Gesamtbilanz weit mehr leisten als belasten. Und was die vielzitierte Lebensqualität betrifft, so werden sich die entsprechenden Probleme sicherlich nur auf einer gesunden wirtschaftlichen Basis lösen lassen, was wiederum gegen das vernunftswidrige Experiment der Überfremdungsinitiative spricht.

Die grosse Zahl potentieller Jastimmen lässt sich also nur aus einem schwer definierbaren, vielschichtigen Malaise erklären, das nicht zuletzt auch durch eine gewisse Staatsverdrossenheit sowie durch kulturkritische Argumente allgemeiner Art alimentiert wird. Es handelt sich offenbar um eine breiter angelegte Verunsicherung des öffentlichen Bewusstseins, die sich einer genaueren Analyse und damit einer systematischen Bewältigung weitgehend entzieht.

Leere Kassen

Es braucht nicht viel Phantasie, um voraussagen zu können, dass dieses Malaise in nächster Zeit noch weitere Nahrung bekommen wird. Denn der politische Himmel ist nicht nur durch emotional getönte kritische Grundstimmungen, sondern auch durch ganz handfeste materielle Sorgen grauschwarz bewölkt. Der Bürger sieht sich vor allem vom Bund her durch massive steuerliche Mehrbelastungen bedacht und muss gleichzeitig zur Kenntnis nehmen, dass die Kassen trotzdem leer bleiben werden. Wir sind heute in einem Stadium, da der hochentwickelte Dienstleistungsstaat kaum noch abgebaut werden kann. Es entstehen im Gegenteil immer neue Bedürfnisse an den Staat, denen immer schwerer zu begegnen ist. Mit dieser Einnahmen-Ausgaben-Schere haben wir nun offenbar auf längere Sicht zu leben. Und falls die Konjunkturverflachung anhält, wird sie uns noch zusätzlich Sorgen machen. Auch hier also: Verunsicherung auf der ganzen Linie.

Und die Bilanz dieser wenig erfreulichen Perspektiven? Sie wird letzten Endes entscheidend davon abhängen, wie wir uns selbst auf die Lage einstellen. Und hier sind doch wohl noch Reserven an moralischer und politischer Substanz vorhanden, die sich in den kommenden Jahren mobilisieren lassen werden.

Richard Reich

«WER VIELES BRINGT...»

Überlegungen zu Spielplänen

Die ersten Inszenierungen der neuen Spielzeit hatten Premiere, der Theateralltag hat begonnen. Einige Zeit vorher sind die Spielpläne bekanntgegeben worden. Im Idealfall könnten sie eine nützliche Information darüber sein, welche Probleme, welche Ängste und welche Hoffnungen diese Gegenwart kennzeichnen, in der wir leben. Ähnlich den Kunstmessen und den Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt könnten sie zeigen, inwiefern sich die Szene verändert und was im Augenblick von besonderer Faszination ist. Man könnte an ihnen ablesen, welche neuen Trends aufkommen und welche verschwinden. Man könnte erkennen, worin sich die Epoche selbst ausdrückt, und zwar meine ich, dass das Theater, sofern es nicht eine nur noch sich selbst darstellende kulturelle Institution ist, ein geradezu einzigartiges Instrument dafür ist, subtilste Veränderungen oder Erschütterungen anzuzeigen. Was auf dem Theater gespielt wird, müsste von der Art sein, dass es uns betrifft: Rollenspiel, mit dem wir uns von den Zwängen der blossen Realität befreien und uns zugleich im Gebrauch dieser Freiheit üben, so dass sie auf die Realität zurückwirken kann. Spielpläne wären dann nicht einfach Ankündigungen von Kunstgenüssen, sondern Spielvorschläge, die uns als Zeitgenossen betreffen. Was das Theater aufgreift, muss grundsätzlich diese Eigenschaft haben. Wenn es Klassiker oder auch bereits etablierte moderne Autoren spielt, müsste immer zu erkennen sein, warum die Wahl gerade auf diese Dramatiker und ihre Werke fiel und unter welchem Aspekt. Die Vermittlung und Interpretation dessen, was heute für die Bühne geschrieben wird, sollte grundsätzlich den Vorrang haben. Die Themen und die Ausdrucksformen der zeitgenössischen Dramatiker sollten die Spielpläne wesentlich bestimmen als Spielvorschläge, die uns ermöglichen, Gegenwart zu verstehen und in ihr heimisch zu werden. Es ist allemal verdächtig, wenn diese Seite der Theaterarbeit im Rahmen der übrigen Aktivitäten wie eine Pflichtübung erscheint. Die Alibi-Uraufführung ist schlimmer als gar keine.

Was hier skizziert wurde, sind vielleicht ideale Forderungen. Es gibt Theaterleiter genug, die rundweg behaupten, wenn sie ihnen nachkämen, bliebe das Publikum zu Hause. Ein rechter Spielplan müsse so und soviel Prozent Klassiker (Bildungserbe), so und soviel Prozent Klassiker der Moderne und wirklich nur am Rande (im Studioprogramm) auch Aktuelles und vordergründig Zeitgenössisches enthalten. Es sind die Praktiker, die Routiniers des Theaters, die genau wissen, wie es gemacht werden muss, und tatsächlich können sie sich darauf berufen, dass ihre Kasse stimmt. Worauf aber sonst noch? Wenn das Theater mehr ist als ein subventioniertes Geschäft, nämlich ein Instrument zur Einübung uns betreffender Wirklichkeit im Spiel, kann dergleichen Spielplanphilosophie nicht befriedigen. Dann kann die erwähnte Prozenteinteilung des Spielplans wirklich nur taktischen Wert haben oder eine List sein, ohne die es möglicher-

weise nicht zu schaffen ist. Was das Theater bringt, kann selbstverständlich auch durch die Tradition hindurch, durch das Erbe des Repertoires ebenso wie durch zeitgenössische Produktionen Zeugenschaft sein, Spiegel dieser Zeit, geistige und künstlerische Auseinandersetzung mit dem, was uns hier und heute betrifft. Hier und heute: das heisst, dass zum Beispiel Berlin und sein Theaterpublikum manchmal vor anderen Fragen stehen als Basel und sein Publikum oder Paris. Natürlich gibt es Themen und Stücke, die gewissermassen einen über Regionen und Nationen hinausgreifenden Betroffenheitswert haben. Aber auch dann wird die Perspektive, aus der die einzelne Bühne an sie herangeht, nicht die gleiche sein.

Anlässlich der Pressekonferenz, an der das Zürcher Schauspielhaus seinen neuen Spielplan vorstellte, hat Direktor Buckwitz – im Sinne einer Zurückweisung von Vorwürfen seitens der Kritik – den Beweis zu führen versucht, dass sich die Spielpläne namhafter in- und ausländischer Bühnen in den vergangenen Spielzeiten sehr stark geglichen hätten. Es soll hier nicht untersucht werden, ob die in den Vergleich einbezogenen Theaterinstitute besonders lebendige oder eher schlafwandelnde Bühnen seien. Wenn zutrifft, was da behauptet wurde, so kann es immer noch sehr verschiedenes bedeuten. Einerseits könnte es ein Zeichen dafür sein, dass die betreffenden Theater alle in gleicher oder doch ähnlicher Weise auf die Zeit reagieren –, anderseits aber auch eines dafür, dass sie alle nach den gleichen oder ähnlichen Routineprinzipien geführt werden. Da kann man also wählen. Und es gibt ausserdem noch eine dritte Möglichkeit. Der gleiche oder ähnliche Spielplan ist nämlich dann nicht der gleiche oder ähnliche, wenn er in einem bewussten, klar konzipierten Zusammenhang steht. Man kann den «Hamlet» auf das Programm setzen, weil er schon seit sieben Jahren nicht mehr gespielt worden ist oder weil gerade ein Gast, der zur Verfügung steht, die Rolle spielen möchte. Oder man kann den «Hamlet» in den Spielplan aufnehmen, weil man entdeckt, dass Stück und Figur in einer ganz bestimmten Beziehung zu den Themen und Fragen stehen, mit denen sich lebendiges Theater und sein Publikum auseinandersetzen. Stück und Figur erhalten dadurch auf einmal neue Dimensionen, erschlossen durch die geistige Atmosphäre, in der wir leben, erschlossen auch durch künstlerische und kulturelle Entwicklungen der Gegenwart. Ich meine, die zweite Motivierung sei richtig, die erste falsch. Man müsste, wenn man schon vergleichen will, von Fall zu Fall näher zuschauen, wie es sich damit verhält. Es besteht kein Zweifel, dass die Inszenierung selbst darüber jeden Aufschluss gibt.

Mit andern Worten: die dramaturgische Abteilung eines Theaters, die Arbeitsgruppe für Planung und Theorie, die für die geistige und künstlerische Präsenz des Hauses verantwortlich zeichnet, sollte ihre Ziele abstecken, ihre Intentionen bekanntgeben und zur Diskussion stellen. Es geht dabei nicht in erster Linie um ein geschlossenes Konzept, eher schon um wache Zeitgenossenschaft und um den Willen, das Theater als Instrument zur Erfahrung von Welt gegen Routine und andere Gefahren zu verteidigen, die ihm jederzeit drohen. Zugegeben, ohne Kompromisse taktischer Art kommt keine Bühne aus. Ohne Rücksichten auf Beset-

zungsmöglichkeiten, auf Konstellationen in der personellen Struktur, ja selbst ohne Rücksichten auf Fragen der Rentabilität geht es wohl nirgends. Diese Dinge gehören zu den Bedingungen, unter denen diese Arbeit steht. Aber nirgends steht geschrieben, dass deswegen Grundsätze preiszugeben und Konzepte auch nur zu verwässern seien. Die Kunst der Spielplangestaltung kommt immer einem Balanceakt gleich.

*

Die Deutschschweizer Sprechbühnen bieten uns Vergleichsmöglichkeiten. Ohne ins Detail zu gehen, ohne den Anspruch auf Vollständigkeit, sei hier eine kleine komparatistische Vorausschau versucht. Das *Schauspielhaus Zürich* eröffnete mit «Mutter Courage und ihre Kinder» von Brecht; unmittelbar darauf folgte Shakespeares Drama «König Richard III.». Nach diesen gewichtigen, anspruchsvollen Inszenierungen folgt dann die Kriminalkomödie «Spitzenhäubchen und Arsenik». Nach Shaffers Psychodrama «Equus» und – nach langer Pause – einem Anouilh, nämlich dem Stück «Der arme Bitos», führt Ephraim Kishon selber Regie bei seiner musikalischen Komödie «Es war doch die Lerche». Das *Stadttheater Luzern* eröffnete mit «Othello» und bringt dann, in schweizerischer Erstaufführung, die dramatische Bearbeitung des «Michael Kohlhaas» von James Saunders. Ich wundere mich, dass keine andere Bühne ausser Luzern diese höchst interessante Spielvorlage auf ihren Spielplan gesetzt hat. Das Stück führt, durch Kleists Erzählung hindurch, die zum Teil wörtlich zitiert ist, unmittelbar in Fragestellungen, die uns alle betreffen. Auch im *Berner Stadttheater* gilt die erste Premiere William Shakespeare, nämlich dem «Kaufmann von Venedig». Die Berner wagen sich zudem an Büchners Revolutionsdrama «Dantons Tod».

Es fällt auf, dass gleich drei Bühnen in der soeben begonnenen Spielzeit Strindberg spielen werden. Eine Renaissance? Ein Trend? Oder nur ein Gedenkjahr? Das *Stadttheater St. Gallen* bringt das Trauerspiel «Der Vater», *Bern* das Schauspiel «Der Scheiterhaufen» und das *Schauspielhaus Zürich* «Ein Traumspiel».

Was aber wird denn auf den Bühnen der deutschen Schweiz uraufgeführt? Das *Schauspielhaus Zürich* kündigt ein neues Werk von Carl Zuckmayer an: «Der Rattenfänger». Im Studio Seefeld soll ausserdem ein neues Stück von Herbert Meier vorgestellt werden: «Stauffer-Bern». Im *Theater am Neumarkt* (Zürich), das mit Ibsens «Frau vom Meer» seine Spielzeit eröffnet hat, rechnet man auf Gerhard Roth, den Autor von «Lichtenberg». Falls sein neues Stück «Die Lustlosen» fertig wird, soll es am Neumarkt uraufgeführt werden. Als Alternativen wurden Harald Sommer und Wilhelm Hengstler genannt. Und in schweizerischer Erstaufführung (nach der Uraufführung an den Kammerspielen Köln) will das Theater am Neumarkt «Der Brand von Uster» zeigen, ein Zeitgemälde, das Hansjörg Schneider in Anlehnung an das Theaterstück des Schulmeisters Jakob Stutz geschrieben hat und das die Zerstörung der Webmaschinen einer Fabrik durch die Handweber im Jahre 1832 vorführen wird. Das Theater am Neumarkt bringt ausserdem einen Horvath («Zur schönen Aussicht») und Brechts Lehrstück «Die Rundköpfe und die Spitzköpfe» sowie

Sergeij Tretjakovs «Brülle, China!», das den Durchbruch der chinesischen Kulis zu revolutionärer Aktion zum Thema hat.

Besonders reichhaltig mit Neuheiten und hochinteressanten Projekten ist der Spielplan der *Basler Theater*, übrigens der letzte der Ära Düggelin, gespickt. Nach Sternheims «1913» (Fortsetzung eines Zyklus) und Tiecks «Der gestiefelte Kater» wird ein neues Stück von Dieter Forte zu sehen sein, Arbeitstitel: «Die Durchführung der Buchhaltung.» Es nimmt offenbar Bezug auf das in Basel uraufgeführte «Martin Luther und Thomas Münzer oder Die Einführung der Buchhaltung», das in dieser Saison übrigens auf dem Spielplan des Stadttheaters Bern steht. Im Stadttheater Basel folgt auf Forte der «Hamlet» in Düggelins Inszenierung. Die Komödie wartet daneben mit Entdeckungen, Schweizer Erstaufführungen und Uraufführungen auf und erweist sich als besonders waches und lebendiges Theater. So wird hier, inszeniert von Gustav Rudolf Sellner, zum erstenmal in der Schweiz Thomas Bernhards Schauspiel «Die Jagdgesellschaft» zu sehen sein. Bedenkt man, dass Bernhard – ähnlich wie Beckett seinerzeit mit «Warten auf Godot» – mit seinen jüngsten Werken geradezu eine Chiffre dieser Zeit geworden ist, ein Dichter, dessen Todeslitaneien für den nicht zu überhören sind, der die Fluktuationen der kulturellen Szene aufmerksam verfolgt, dann kann es nur verwundern, dass Bernhards Name in dieser Spielzeit allein auf Basels Spielplan erscheint. Von Konrad Wünsche zeigt die Komödie in Uraufführung «Ein blühender Garten», von Adolf Muschg, ebenfalls in Uraufführung, «Gottfried Kellers Abend». Zudem hat die Basler Dramaturgie ein Stück des Philosophen Giordano Bruno auf den Spielplan gesetzt, eine derbe Neapolitaner Komödie mit dem Titel «Die Kerzenmacher». Geplant ist ferner eine weitere Uraufführung, nämlich Heinrich Henkels «Betriebsschliessung», und im Foyer des neuen Hauses soll, auf zwei Abende verteilt, das Riesentableau «Die letzten Tage der Menschheit» von Karl Kraus in der Inszenierung von Hans Hollmann vorgeführt werden.

Unser Spielplanvergleich ist nicht vollständig. Er greift heraus, was uns charakteristisch und bezeichnend scheint. Deutlich aber lässt er erkennen, dass wache Information über Zeitgenössisches, offene Diskussion, Konfrontation, Spiel als eine Möglichkeit zur Erfahrung von Zeit und Wirklichkeit zurzeit im deutschschweizerischen Raum, was wenigstens das Theater betrifft, in Basel stattfinden. Originalität und Ideenreichtum sind offenbar doch nicht so gleichmässig verteilt, wie Direktor Buckwitz an seiner Pressekonferenz mit dem Spielplanvergleich beweisen wollte.

Anton Krättli

FESTIVAL MIT ARNOLD SCHÖNBERG

Die Internationalen Musikfestwochen Luzern 1974

Die Internationalen Musikfestwochen Luzern standen in diesem Jahr im Zeichen von Arnold Schönbergs hundertstem Geburtstag (am 13. September) und seiner Zweiten Wiener Schule. Werke der drei Wiener Meister bildeten so gewissermassen das Rückgrat der über dreissig Veranstaltungen. Eine Programmierung mit diesem Thema dürfte bisher weder in diesem Ausmass noch in dieser Konzentration kaum je an einem international ausgerichteten Musikfestival unternommen worden sein.

Dabei wirkten die Kombinationen mit Werken der Klassik, Romantik und Moderne im weitesten Sinn überaus spannungsvoll. Im Konzert des *Los Angeles Philharmonic Orchestra* unter *Zubin Mehta* wurden Schönbergs Fünf Orchesterstücke, op. 16, den Enigma-Variationen Edward Elgars und Beethovens Siebenter Symphonie gegenübergestellt; am zweiten Abend dieses Orchesters Anton Weberns Sechs Stücke für Orchester, op. 6, Beethovens drittem Klavierkonzert und Richard Strauss' «Ein Heldenleben». Schönbergs im Konzertsaal recht selten gespieltes Violinkonzert, op. 36, aus den Jahren 1934–1936, musste wegen Absage des vorgesehenen Solisten kurzfristig ausfallen und wurde durch eine überaus diskutable, wenn nicht zu sagen: penible Darstellung von Beethovens Violinkonzert durch Yehudi Menuhin ersetzt.

Das Eröffnungskonzert durch das *Schweizerische Festspielorchester* stand unter der enorm zielbewussten Leitung von *Sergiu Celibidache*. Zwischen einer spannungsvoll-subtil ausmusizierten Sechsten Schuberts und einer die schweifend-rhapsodischen Momente zwingend herausarbeitenden Darstellung von Jean Sibelius' Zweiter Sinfonie standen Schönbergs Orchestervariationen, op. 31: gläsern, transparent, dem unbarmherzig harten Espressivo – bei nur wenigen Intonationstrübungen der Streicher etwa in der 6. Variation – durchwegs entsprechend. Jedenfalls hatte man dieses jedes Jahr neu ad hoc zusammengestellte Festspielorchester in den vergangenen Jahren schon beim ersten Konzert kaum je so präsent, ausgeglichen und kompakt erlebt.

In den beiden Konzerten des *Berliner Philharmonischen Orchesters* stellte *Herbert von Karajan* Schönbergs sinfonische Dichtung «Pelleas und Melisande» vom Jahr 1903 breitausladend, versonnen, geradezu detailversunken, einer eher summarisch-draufgängerischen, jedenfalls das Effekthaft-Glanzvolle akzentuierenden Interpretation von Claude Debussys «La mer» von 1905 gegenüber. Alban Bergs Drei Orchesterstücke, op. 6, zeigten unter diesem Dirigenten die Abkunft von Mahlers Sinfonik über alles gewohnte Mass hinaus; Bruckners Vierte Sinfonie, die «Romantische», dagegen erstand hier auffallend entschlackt, schlank, in der Blosslegung der konstruktiven Linienzüge bereits kommende Klassizisten vorwegdeutend.

Das 7. Sinfoniekonzert mit dem *ORF-Symphonieorchester des Österreichischen Rundfunks Wien* verstand sich

als Modellprogramm mit ausschliesslich Werken der Zweiten Wiener Schule: unter *Milan Horvath* wurde Weberns Passacaglia, op. 1, weit mehr als ein Gesellenstück und überfloss – vermutlich über alle Absichten des Komponisten hinweg – förmlich vor Wohlklang und Melodienhaftigkeit. Walter Klien akzentuierte an Schönbergs Klavierkonzert vom Jahr 1942 die konstruktiv-asketischen Momente. Mit Alban Bergs «Lulu»-Suite, ganz als Folge von Charakterstücken angelegt, war das Publikum – vermutlich auch dank der eindrücklichen Marilyn Richardson in den Gesangspartien – vollends für die Wiener Schule gewonnen. So auch im *Liederabend Dietrich Fischer-Dieskaus:* er setzte sich – ausser der schweizerischen Erstaufführung von Ernst Křeneks «Spätlese» auf eigene Texte und mit dem Komponisten am Flügel – für Lieder und Balladen Schönbergs aus mehr als dreissig Jahren und Weberns George-Lieder, op. 4, ein. Ein «*Schönberg-Kabarettabend*» im Saal des Hotels «Union», wo auch gegessen, geraucht und geplaudert werden konnte, brachte als *Gastspiel der Basler Theater* mit dem «Kaiserwalzer» in Schönbergs Bearbeitung für Salonorchester von 1921 und vier «Überbrettl-Chansons» von 1901 und dem «Pierrot lunaire», op. 21, in Otto Erich Hartlebens deutscher Übertragung den «anderen», leichten Schönberg zur Geltung und Publikumsakklamation.

Neben dem diesjährigen Hauptthema hatten die IML andere Leitfäden aus den letzten Jahren wieder aufgenommen. So stellen die Festwochen jedes Jahr eine *Musikerfamilie* vor. Diesmal waren es *die Menuhins* mit Werken von J. S. Bach, Purcell, Mendelssohn und Weberns Fünf Sätzen für Streichorchester, op. 5. Die traditionellen Uraufführungen der *Festival Strings Lucerne* unter dem initiativen Leiter *Rudolf Baumgartner* brachten diesmal Wladimir Vogels knappgeformtes, ausdrucksstarkes Streichorchesterstück «Abschied» vom Jahr 1973. Im Zyklus «Musica nova» bot das «*Ensemble Neue Horizonte Bern*» Proben von John Cage, Pierre Favre, Roland Moser, Sylvano Bussotti, Urs Peter Schneider und Pierre Mariétan – mit zwei Ausnahmen also unsere «Schweizer Schule». «*Musica antiqua*» hielt sich mit den erzählenden, singenden, spielenden und tanzenden «Les Menestrels» aus Wien thematisch an «Ein Fest im Palazzo des umbrischen Grafen Pierbaldo» mit Vorlagen aus der Zeit um 1400.

Das Konzert der *Orchestra della Radio Svizzera Italina* im Zyklus «Junge Künstler I» verstand sich auch diesmal als ein Ausflug in die Südschweiz und demonstrierte zugleich mit *Ivan Anguelov* und *Radka Petrova* die zielbewusste Öffnung Luzerns für Künstler aus Osteuropa. In «Junge Künstler II» als Kammermusikabend traten als die drei Preisträger der Kammermusik-Förderungspreise 1974 des Migros-Genossenschafts-Bundes das *Luzerner Klavier-Trio*, die *Camerata Luzern* und das *Barockensemble Luzern* mit Werken von J. Ch. Bach, Ravel und Schubert auf. Eigentlich – wenn auch nicht ausdrücklich so vermerkt – wollten die Veranstalter auch das dritte Sinfoniekonzert mit dem *New England Conservatory Symphony Orchestra and Chorus* unter *Gunther Schuller* als «Junge-Künstler»-Abend verstanden wissen. Ihr Programm mit Werken von Mahler, Strawinsky, Schullers «Three Nocturnes» von 1973, Schubert und Verdis Te Deum mochte das Luzerner Haupt-

thema überaus grossherzig auslegen. Doch offensichtlich vermisste man da ein Werk des Amerikaners Charles Edward Ives, der auch in diesem Jahr nicht nur sein Zentenarium hat, sondern als tatsächliche Gegenposition zu Schönberg heute eingestuft wird.

Mit Franz Schmidts Oratorium «Das Buch mit sieben Siegeln» aus den Jahren 1935 bis 1937 wurde in Luzern die oppositionelle, sich ideell nicht von Gustav Mahler ableitende Wiener Schule präsentiert. *Anton Heiller* arbeitete mit dem *ORF-Symphonieorchester* und dem *Luzerner Festwochenchor* die brucknerisch-konstruktiven Elemente überzeugend heraus und stellte dieses unter mancherlei Aspekten problemhafte Werk zwingend in die Tradition eines katholischen Österreichertums. Von den sechs Gesangssolisten überragte Peter Schreiers Tenor als Evangelist die Vorlage geradezu turmhoch und trieb diese gutgläubig-naive Bekenntnismusik zu reinstem Ohrenschmaus empor.

In einer «*Retrospektive Frank Martin*» gab es neben zwei Chorwerken und der «Fantaisie sur des rythmes Flamenco» für Klavier und Tanz vom Jahr 1973 einen Vortrag des Nestors der Schweizer Komponisten: «*Schönberg und seine Konsequenzen*». Darin verstand sich der Genfer Musiker als theoretische Gegenposition zum Wiener und bekräftigte abermals sein wie auch immer verstandenes Bekenntnis zur «beauté». Seine ausführlichen Äusserungen blieben, wie die Pressereaktionen – auch in der welschen Schweiz – zeigten, nicht ohne Widerspruch.

Der Beitrag des *Luzerner Stadttheaters* zu den IML galt – erstmals nach vielen Jahren – nicht dem Sprechtheater, sondern brachte mit dem Mailänder Regisseur Piero Faggioni eine opulent-drastische Inszenierung von Vincenzo Bellinis zweiaktiger Oper «*Romeo und Julia*» in schweizerischer Erstaufführung. Diese Werkwahl erschien nicht als zwingend; denn wenn hier schon kein IML-Thema aufgegriffen wurde, hätten sich da Proben aus Schönbergs Opernwerkstatt überzeugender plazieren lassen. Einakter wie «Erwartung», «Die glückliche Hand», «Von heute auf morgen» lägen nicht nur in den Luzerner Bühnenmöglichkeiten, sondern könnten auch in diesem Festspielrahmen ihre Wirksamkeit über die Jahrzehnte hinweg beweisen.

Das wiederum von *Willi Reich*, dem Schönberg-Kenner, betreute Programm-Buch wartete diesmal mit einer Vielzahl zum Teil weniger bekannter Photographien aus dem Wiener-Kreis auf. Ein sachlicher Fehler hatte sich seltsamerweise bei der Vita der Sängerin Marilyn Richardson mit Basel als Ort der Schweizer Erstaufführung von Bergs «Lulu» zudem mit 1972 eingeschlichen.

Die Thematik nach Geburtstagen soll in Luzern weitergeführt werden. Nach dem Bizentenarium Beethovens 1970 und dem neunzigsten Geburtstag Strawinskys im Jahr 1972 stehen die IML im kommenden Sommer unter dem Zeichen des hundertsten Geburtstages von Maurice Ravel und des dreissigsten Todestags Béla Bartóks.

Rolf Urs Ringger

LOURDES-GROTTEN UND VERWANDTES

Bis in den Beginn unseres Jahrzehnts wurden bei jeder Kirchenrenovation «die Geschmacklosigkeiten des 19. Jahrhunderts» mit Feuer und Schwert ausgerottet. Die vom Architekten geschmacklich aufgeklärten Baukommissionen wüteten unter anderem gegen die Farbenfenster des letzten Jahrhunderts: sie seien süsslich, auf Glas übertragene Malerei ohne Gefühl für das Spezifische der Glasmalerei, unpersönliche Dutzendware gewisser «Kunstanstalten» usw. Das ist alles richtig – aber schliesslich waren sie auch nicht primär als Kunst-Manifestationen gemeint, sondern als frommer Schmuck, und heute spüren wir, dass sie trotz aller Dünne einen Rest ungebrochener Religiosität enthalten und den Glauben, dass das Gute und Schöne letztlich identisch seien oder sein sollten, noch bildeten sie eine jedermann verständliche, unreflektierte Verbindung zwischen «der Kunst» und «der Religion» auf der Ebene des unproblematisch Selbstverständlichen, meinetwegen «Banalen», die die moderne Kunst verachtet und verleugnet.

Diese moderne Kirchenkunst ist – im besten Fall – geschmackvoller, bewusster künstlerisch, aber je mehr sie das ist, desto radikaler fehlt ihr das gute Gewissen, mit der die alten Geschmacklosigkeiten die ungebrochene Kontinuität und Legitimität der Kirche bestätigt haben – ist die Kirche wirklich der Ort, ihre Besucher grad auch noch – und gewissermassen meuchlings – zur modernen Kunst zu erziehen? In moderne katholische Kirchen ist gelegentlich nachträglich eine Lourdes-Grotte (von vielleicht einflussreichen Gemeindegliedern) eingebaut worden – zur Freude der Gemeinde, die ihr Madönnchen immer mit frischen Blumen schmückt, mit der Duldung – vielleicht stillen Zustimmung des Pfarrers, aber natürlich zum Entsetzen des Architekten. Ein weiss und hellblaues Gipsmadönnchen – Grösse und Preis nach Katalog – steht mild lächelnd auf einem Sockel oder in einer Grotte aus Tropfsteinbrocken, ein frommer Gartenzwerg, geschmacklos – warum eigentlich? Jedenfalls ist es die frömmste Stelle einer solchen Kirche, frömmer als der klotzige neue «Form-ohne-Ornament»-Altar – sie gehört unter Denkmalschutz gestellt, auch die Lourdes-Grotten in älteren Kirchen.

Moderne Kirchen sind gegen Zutaten äusserst empfindlich – das ist kein gutes Zeichen. Eine alte Heiligenfigur wirkt darin museal, etwas Volkstümlich-Banales als Kitsch; Beschädigungen und Verschmutzungen sind für sie degradierend. Alte Monumentalbauten können in der gelassenen Sicherheit ihrer Würde ungleich mehr vertragen und unpassende Zutaten und Vernachlässigungen in weiten Grenzen gelten lassen – die Zeichen des Alters und Gebrauchs erscheinen geradezu als eine zusätzliche Dimension, als sichtbar gewordene Zeit. (Maschinen, die nicht blitzblank hundertprozentig funktionieren, sind dagegen Schrott.)

Aus dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts und vom Anfang des zwanzigsten gibt es viele wirklich geschmacklose Kirchen, als Architektur nicht ernst zu nehmen – aber unzweifelhafte Kirchen. Aus den letzten vier, fünf Jahrzehnten haben wir höchst in-

teressante religiöse Architektur-Kunstwerke, die mit Recht in allen Zeitschriften abgebildet wurden – nur sind es keine Kirchen. Technische Formen, Chichi der Ausstellungsarchitektur, Grafiker-Raffinement ist auf die Kirche übertragen, und jetzt ist diese eben ein Ausstellungspavillon des Lieben Gottes, eine geschmackvolle Reise-Agentur ins Jenseits – die Gratisprospekte liegen am Eingang auf. Das tobt in einem permanenten Veitstanz architektonischer Genialität und «Eigenwilligkeit», ausgestattet mit superarchaischen oder infantilen Skulpturen, Mosaiken, Gemälden, als ob schon die steinzeitlichen Kannibalen vor der Mahlzeit gebetet hätten «Komm, Herr Jesu, sei unser Gast ...».

Dass die grosse Mehrzahl der nicht ausdrücklich «kunstgebildeten» Zeitgenossen der ungegenständlichen Kunst, schon der expressionistischen und allen Zwischenformen, gleichgültig gegenübersteht, wird niemand bestreiten wollen. Das mag da, wo es auf «Kunst» ankommt, belanglos sein und das elitäre Bewusstsein der Künstler stärken – wo es auf *kirchliche* Kunst ankommt, ist die Interesselosigkeit *nicht* gleichgültig, denn Bauwerk, Skulptur, Bild sind in *diesem* Zusammenhang nicht autonome Kunstwerke, sondern Verkörperungen religiöser Inhalte und Erziehungsmittel: wenn das Kunstwerk *hier* über die Köpfe der Gemeinde wegredet, hat es seinen Zweck verfehlt. Wo man von den breiten Schichten verstanden werden will, hat man in der Sprache dieser Schichten zu reden, auch wenn man sie vom ästhetischen Standpunkt aus uninteressant, sogar geschmacklos finden sollte.

Das Mittelalter kannte neben dem Laster der Überheblichkeit – der Superbia – unter anderen das der Völlerei, der Golosia. Unsere Zeit hat dazu ein neues erfunden: die Geschmackvöllerei – nennen wir sie Gustusia. Ein giftigeres, weil spirituelleres Laster, nicht eine watschelnde fette Sau, als welche das Mittelalter die gewöhnliche Völlerei zu allegorisieren pflegte, sondern ein eleganter Leopard, wie er Dante zu Anfang der Divina Commedia vom rechten Weg abzubringen sucht – eine ‹lonza leggiera – alla gaietta pelle› (Inf. I. 32f).

Jede Religion verlangt vor ihren Mysterien von den Gläubigen den Verzicht auf vorwitzige Rechthaberei – das ‹sacrificium intellectus› –, heute, in materialistischer Zeit, dringender als je. Aber es wäre offenbar zu viel, von den Architekten, Künstlern, Kritikern den Verzicht auf hundertprozentige Modernität zu verlangen – das ‹sacrificium gustus› mit allen seinen Konsequenzen einer Verfemung in den Avantgardekreisen, des Verzichts auf Publizität in den Zeitschriften, des Hohnes der professionellen Kunstkritik. Die frühen Christen haben eine Verurteilung ad bestias in der Arena nicht gescheut, der Verriss durch die Kritik wäre offenbar unerträglicher.

Sollte es christliche Architekten geben, die sich zu diesem Martyrium entschliessen könnten, so wäre denkbar, dass man in einigen Jahrzehnten auf viele der heute so beliebten sensationellen Komplikationen im Kirchenbau verzichten und zum Beispiel wieder schlicht rechtwinklige Kirchenräume bauen würde, nicht *obwohl*, sondern *weil* sie die uninteressantesten, lautlosesten, unmodernsten sind. Das eine darf als sicher gelten, dass man nur schon in zwanzig Jahren sich bitterer über manche der «interessanten» Kirchen aus den letzten dreissig Jahren

schämen wird, als sich diese dreissig Jahre über die übelsten Entgleisungen aus den Jahrzehnten um den Jahrhundertanfang geschämt haben. Die Bauten des älteren Historismus sind heute bereits denkmalschutzwürdig geworden – und das mit Recht.

Man wird einwenden, der Kirchenbau sei schon immer in der Frontlinie der jeweiligen Modernität gestanden, und man sei es der Kirche als Institution geradezu schuldig, ihre Bauten in dieser Front zu halten und damit die Aktualität der Kirche zu erweisen, um die sich die kirchlichen Kreise so verzweifelt bemühen. Wer seine Zuflucht zu diesem historischen Argument nimmt, hat die wirklich unvergleichbare Modernität des technischen Zeitalters noch nicht verstanden.

Peter Meyer

ISRAELS FRAUEN: ERRUNGENSCHAFTEN UND PROBLEME

Bekanntlich ist Israel seit seiner Gründung im Jahre 1948 die Heimat von Einwanderern aus der ganzen Welt, die insgesamt mehr als 30 Sprachen sprechen. Neben den Menschen aus den westlichen Kulturländern erhielten hier Frauen und Männer, deren Lebensform noch auf dem Niveau früherer Jahrhunderte stand, automatisch das Bürgerrecht eines modernen, demokratisch gelenkten Staates. Die Gleichberechtigung der Frau wurde im Jahre 1951 durch ein besonderes Gesetz anerkannt.

Das Leben im neuen Lande brachte natürlich grosse Veränderungen in die Familie. Vorschriften wie das Eheverbot der Mädchen unter 17 Jahren, das Verbot der Kinderarbeit, der Doppelehe und die Schulpflicht für Kinder beider Geschlechter griffen in die patriarchalische Lebenshaltung der Familien aus dem Orient ein. Aber die Frauen begrüssten diese Neuerungen, die ihnen geistige Entwicklung und Besserung der Gesundheit brachten. Sie vollzogen sehr schnell den Schritt ins moderne Leben.

Die Hälfte von Israels Bevölkerung ist nun bereits im Lande geboren, und mit der gemeinsamen Erziehung kam die faktische Gleichberechtigung, wenn es auch noch grosse Unterschiede im Fortschritt der Frauengruppen aus den einzelnen Ländern gibt. Die Frau aus Europa und Amerika ging in der Ausnutzung der vielen sozialen und kulturellen Gelegenheiten voran und war auch in einem Beruf tätig. Langsam folgen nun die Frauen aus den orientalischen Ländern. Die junge Generation lernt voneinander und eifert einander nach, je nach ihrer Fähigkeit.

Juristische Gleichberechtigung – faktische Benachteiligung

Die Frauen, die etwa 52 Prozent der Bevölkerung ausmachen, nehmen aber im allgemeinen noch keine führenden Stellungen in der Leitung der politischen Geschäfte ein. Wenn auch die kürzlich zurückgetretene Ministerpräsidentin Golda Meir und viele andere

Frauen jahrelang im politischen Kampf standen, so ist dies vielmehr als Ausnahme zu betrachten. Die Zahl der weiblichen Abgeordneten im Parlament, der «Knesseth», schwankt zwischen 7 und 12, und das ist ein geringer Prozentsatz, weniger als 10 Prozent. Weder im diplomatischen Dienst, der allmächtigen Gewerkschaft, der «Histadruth», noch in den Knessethkomitees für Aussenpolitik, Finanz, Erziehung sind Frauen vertreten, noch bekleidete je eine Frau das Amt eines Vizeministers. Im Gemeindeleben waren bisher nur vier Frauen als Vorsitzende vertreten, darunter eine Araberin.

Wenn auch die schwache Vertretung der Frau im politischen Leben eine allgemeine Erscheinung ist, so ist sie doch erstaunlich in Israel, wo die Frauen im Kampf um die Gründung des neuen Staates eine so grosse Rolle spielten. Immerhin arbeiten viele Frauen als Leiterinnen von Krankenhäusern und Universitätsabteilungen, als Direktorinnen von Ministerien, Chefredakteurinnen und als hohe Beamtinnen im Bankfach. Damit sind sie vielen Ländern der Welt und besonders denen des Orients weit voraus. Wendet man sich den niederen Berufsklassen zu, so ergibt sich ein ähnliches Bild: In den Textil- und Nahrungsmittelindustrien sind ungefähr 37 Prozent Frauen beschäftigt – aber keine einzige Frau hat einen Sitz in einem zuständigen Komitee der Gewerkschaft inne. Israel ist ebenfalls eines der wenigen Länder, in denen Frauen zum Heeresdienst verpflichtet werden; doch sind sie ausgeschlossen von vielen Möglichkeiten der Spezialausbildung und Beförderungen.

Theoretisch besteht für die Frauen die Möglichkeit, jeden Beruf zu ergreifen. In unserem Zeitalter, da Körperkraft in der Arbeit eine geringere Rolle spielt als früher, sind Kompetenz, Anlage und besonders Ausbildung entscheidende Faktoren. Hingegen gibt es andere, wichtige Gründe für die zurückhaltende Stellung der Frau im öffentlichen Leben, die nicht durch mangelnde Befähigung, Eignung oder Interesse bestimmt sind. Es sind dies die zeitliche Belastung mit familiären Aufgaben, religiöse Vorurteile und die von der Tradition bestimmte Unterordnung der frommen jüdischen und auch der arabischen Frau. Weiterhin herrscht immer noch eine gewisse Diskriminierung im Berufsleben. Es scheint, dass selbst im 20. Jahrhundert das Wort des israelischen Mannes entscheidend ist, sowohl in Dingen des Broterwerbs als auch in allen die Familie betreffenden Fragen. Wenn auch die Frauenbewegung tief in das *religiöse* Leben des Landes eingegriffen hat, so ist das *Gemeinde*leben noch tief durchdrungen von den Begriffen männlicher Vorherrschaft und patriarchalischer Vorurteile. Wenn auch die Rolle der Frau als Herrin im eigenen Heim, als Frau und Mutter, immer wieder betont wird, so sind die religiösen Gesetze doch so geartet, dass sie nicht selber eine Scheidung beantragen kann, und dass ihre Rolle im Gemeindeleben unbedeutend ist. Natürlich hat die Reformbewegung sich ihrer Lage angenommen und versucht, ihren Status zu verbessern. In kleineren Gemeinden werden soziale und administrative Stellen in steigendem Masse von Frauen besetzt, und sie geben dem kulturellen Leben ihr Gepräge.

Ein weiterer Faktor ist die grosse Arbeitsbelastung im Falle der Aufnahme von Arbeit ausserhalb des Hauses. Die Haushaltsführung, das Klima und ökonomische Faktoren sind in Israel viel

schwieriger als zum Beispiel in Europa; die doppelte Arbeitsbelastung bedeutet eine starke Anspannung, der nicht jede Frau gewachsen ist. Ihr Arbeitstag zieht sich noch lange hin, nachdem derjenige des Mannes längst zu Ende ist. Selbst bei den fortschrittlich eingestellten Familien arbeitet nur etwa ein Drittel der Frauen in der Altersgruppe von 18 bis 43 Jahren – also der Zeit des Kindersegens – und zum Grossteil nur in einer stundenweisen Beschäftigung, was natürlich von der Erlangung höherer Posten ausschliesst. Darum sind nur etwa 10 Prozent der gehobenen öffentlichen Ämter von Frauen besetzt; etwa 30 Prozent arbeiten auf mittleren Arbeitsposten, und die übrigen führen «typisch weibliche» Arbeiten aus.

Besonders schwer haben es die Frauen, die ihren Beruf aufgegeben haben und nun, nachdem der Nachwuchs gross geworden ist, wieder zu ihm zurückkehren wollen. Heute, wo ein starker Mangel an Arbeitskräften besteht, bessert sich die Lage etwas. Doch hat die Frau einen harten Kampf zu bestehen, um vorwärtszukommen, einen Kampf, der viel härter als der des Mannes ist. Sie ist immer noch benachteiligt in Fragen der Angestelltenversicherung, der Sozialversicherung und auch der Gehälter. Die Befreiung von Einkommenssteuerabgaben ist für die arbeitende Frau nur um ein weniges höher als die der Hausfrau.

Es sind jetzt Bemühungen im Gange, die auf die Erhöhung des Pensionsalters für die Frau hinzielen. Bisher stand dieses bei 60 Jahren (und bei 65 für den Mann). Die Tatsache, dass Frauen, die sich noch gesund und zur Fortsetzung ihrer Arbeit fähig fühlen, mit 60 Jahren gezwungen werden können, ihren Beruf aufzugeben, wird als Benachteiligung angesehen, denn praktisch wird die Frau mit einer kleineren Pensionsrate als der Mann abgefunden. Es wird von einigen Seiten eine elastischere Handhabung dieser Regelung und Rücksichtnahme auf den individuellen Fall gefordert.

Westlich erzogene und orientalische Frauen

Es ist vielleicht wahr, dass die Frauen selber nicht allzu militant sind, wenn es um die Verfechtung ihrer Rechte geht. Es sind in der Hauptsache nur die westlich Erzogenen, die zu diesem Kampf bereit sind; für die Frauen aus dem Orient ist die Situation noch zu ungewohnt, und sie sind vielleicht temperamentmässig nicht immer fähig, sich gegen den Ehemann und die Familie durchzusetzen. Aber mehr und mehr besuchen auch diese Frauen eine Versammlung oder einen Lehrkursus und erreichen es, dass der Mann an diesem Abend für die Kinder sorgen muss. Manche Männer zeigen sich jedoch auch verständnisvoll und ermutigen ihre Frauen sogar zu einer selbständigen Lebensauffassung und der Aufnahme einer Tätigkeit. Es besteht aber immer noch ein Mangel an Seminarien, Lehrkursen, sozialen und politischen Zusammenkünften. Doch es scheint, dass die Sachlage in den Vereinigten Staaten, England und anderen europäischen Ländern ganz ähnlich ist.

Die *Behörden* selbst regen die Frauen zur Aufnahme einer Arbeit in der Industrie und Technik an – teilweise, um ihre Arbeitskraft nicht ungenutzt zu lassen. Es wurde festgestellt, dass Frauen sich besonders für Arbeiten in der Feinmechanik eignen, die Geduld und Genauigkeit erfordern, und so kam

es zu einer besonderen Planung von Ausbildungsmöglichkeiten in diesen Fächern.

Im allgemeinen strömen in den letzten Jahren mehr und mehr Frauen der jungen Generation, besonders aus den asiatischen und afrikanischen Ländern, verschiedenen Berufen zu; sie stellen jetzt eine Ratio von etwa 50 Prozent der arbeitenden Frau aus dem Westen dar. In den höheren Altersgruppen, also von 55 Jahren an, steht die Ziffer der orientalischen arbeitenden Frau nur bei 5½ Prozent gegen 30 Prozent der westlichen Frau. Interessanterweise aber arbeitet die bereits in Israel geborene Frau, gleich welcher Herkunft, in gleichem Masse.

Wenn man auch von einer Überbelastung des Mannes mit Arbeit und sozialen Aufgaben und Ämtern spricht, so wird die weibliche Arbeitskraft doch noch nicht genügend anerkannt und ermutigt. Noch erhält sie eine geringere Bezahlung als der Mann für ein und dieselbe Arbeit; Ministerien wie auch die Gewerkschaft kämpfen um die gleichwertige Einstufung im Arbeitstarif. Nur die Frau der jungen Generation, welche sofort nach der Schule und dem Militärdienst eine regelrechte Ausbildung als Spezialistin erfährt, ist vollauf gleichberechtigt in der Entlöhnung.

Die Macht der Tradition

Nach einer vor einiger Zeit von Soziologen der Jerusalemer Universität gehaltenen Umfrage entschieden sich zwei Drittel der Frauen für grosse Familien. 75 Prozent der Befragten waren der Meinung, dass das Ideal einer Frau mit ihrer Rolle als gute Mutter und Hausfrau erfüllt sei. Nur 8 Prozent empfanden eine selbständige Tätigkeit ausserhalb des Hauses als Weg zur Selbstbestätigung. Jedoch zeigt es sich, dass, je länger eine Frau in Israel lebt – abgesehen von denjenigen der extrem religiösen Gruppen –, desto skeptischer sie dem «grossen Kindersegen» gegenübersteht. Die jungen Familien, ganz gleich aus welchem Lande sie stammen, bevorzugen die Gründung von kleinen Familien, und sie weichen darin sichtbar von der jahrhunderte Jahre gepflegten Auffassung ab. Es wurden einige Ämter zur Beratung in der Familienplanung gegründet, natürlich immer unter Beachtung der religiösen Vorschriften, und die jungen Leute kommen mehr und mehr mit ihren Problemen zu diesen Stellen.

Israelische Frauen neigen zu frühen Eheschliessungen, und das Heiratsalter fällt von Jahr zu Jahr. Dies gilt für alle Gruppen der Bevölkerung, ungeachtet ihrer Herkunft. Etwa 70 Prozent der Frauen behalten in der Ehe ihre Arbeit bei. Nur 5 Prozent der Frauen arbeiten in festen Anstellungen und machen eine Karriere; die übrigen übernehmen Teilarbeiten. Der Verdienst der jungen Frau ist ein bedeutender Beitrag zum Familienbudget, durchschnittlich etwas über einem Drittel.

Die Frauen der orientalischen Gemeinden neigen zur Eheschliessung mit westlich orientierten Männern; eher als dem jungen Mann gelingt es ihnen, die Schranken und Vorurteile der traditionellen Erziehung zu überwinden. Etwa ein Viertel dieser Frauen ist mit europäisch oder amerikanisch erzogenen Männern verheiratet. Im allgemeinen kommt es mit jedem Jahr zu einer grösseren Anzahl von Eheschliessungen zwischen den einzelnen Gruppen, denn die

gemeinsame Erziehung, der Heeresdienst und die Arbeit nähert sie mehr und mehr einander an. Das allgemein beobachtete Heiratsalter für Mädchen ist 18 Jahre, während das von Mädchen mit Mittelschulbildung bei etwa 24 Jahren liegt.

Die israelischen Frauenvereine, die viele Hunderttausende Mitglieder zählen, haben seit der Staatsgründung sehr viel für die Förderung und Anerkennung der Frau geleistet. Sie waren äusserst rührig in der Unterbringung und Einordnung der in Massen einströmenden Zuwanderer. Die Felder ihrer Tätigkeit sind umfassend: von der Schaffung von Stationen zur Pflege von Mutter und Kind, der Beschäftigung von Jugendlichen, der Belehrung rückständiger Mütter über moderne Pflege- und Erziehungsmethoden und Erlernung von Berufen und die Beratung über Haushaltsfragen. Sie sind dabei, ein Netz von Tageshorten für Kinder zu schaffen, in denen diese gut aufgehoben sind, bis die Mütter von ihrer Arbeit zurückkommen.

Die Universitäten des Landes betreiben intensive Studien über Familienpflege und -gesundheit. Ihre hervorragende Leistung ist die enorme Abnahme der Kindersterblichkeit. Sie stand im Jahre 1950 bei 47,3 für 1000 Geburten; heute steht sie bei 24,4 (: 1000) und ist damit eine der niedrigsten Ziffern der Welt. Mit seiner heterogenen Bevölkerung ist Israel ein ideales Feld für Studien aller Art. Die Geburten finden ausnahmslos unter Spezialbehandlung in den Krankenhäusern statt; jede Mutter besitzt darum ein Curriculum der Klinik, so dass ihr Gesundheitszustand und der ihres Kindes lückenlos verfolgt werden kann. Ein solches Verhalten wird auch von den arabischen und drusischen Volksgruppen verlangt.

Im Zuge der gegenseitigen Anpassung wurde es deutlich, dass die westlich erzogene Frau auch viel Wertvolles von der orientalischen Frau lernen kann, wie zum Beispiel die sehr liebevolle Behandlung des Kleinkindes, ein Faktor, der sich günstig auf die Früherziehung ausübt. Besonders die Frau aus dem Jemen hat eine angeborene Hingabe zu dieser Aufgabe, und ihr Verständnis verleiht dem Kinde grosse innere Sicherheit. Mit ihrer wachsenden Kenntnis in Fragen der modernen Ernährung und Pflege ist eine solche Frau die ideale Mutter.

Araberinnen und Drusinnen

Es ist unbedingt am Platz, hier auch kurz auf die arabischen und drusischen Bürgerinnen des Landes einzugehen. Sie leben im allgemeinen in zwei weit voneinander getrennten Welten. Obgleich sie noch fest an das traditionsreiche Familienleben gebunden sind, beginnen sie ihre Lage und ihr geistiges Niveau mit dem der jungen Jüdinnen zu vergleichen, und fordern die Möglichkeiten vernünftiger Familienplanung und sozialen Fortschritts. Ihnen stehen die gleichen Institutionen wie Kliniken, Kinderhort und Beratungsstationen offen, die sie auch in steigendem Masse aufsuchen. Die Frauenvereinigungen und Regierungsstellen richten in Dörfern und Städten Arbeitskurse aller Art, Kinderkrippen und Frauenklubs ein, wo sie ihre Probleme besprechen können. Langsam beginnen auch die jungen Männer Verständnis für die Ansprüche des anderen Geschlechts aufzubringen und Eltern

zeigen langsam Sympathie und manchmal sogar Stolz für die Leistungen des jungen Mädchens.

Es wurde im allgemeinen eine Abnahme der Ehen in sehr jugendlichem Alter der Frau festgestellt, hingegen eine starke Zunahme der sozialen Freiheit und Erhöhung des kulturellen Standards. Junge Mädchen können jetzt eine höhere Bildung erwerben und erscheinen mehr und mehr an Universitäten und Seminaren. In der Hauptsache ergreifen sie den Lehrberuf. Während es Sitte war, dass die junge Frau nach ihrer Verheiratung ins Haus der Familie ihres Gatten zog, strebt sie jetzt nach einer separaten Wohnung. Mehr und mehr wünscht sie, ihre Arbeit ausserhalb des Hauses auch nach ihrer Verheiratung beizubehalten. Einige Frauen kämpfen sogar um das Recht, ihre Ehe selbst lösen zu können, eine Sache, die bisher nur dem Manne oblag. Sie verlangt auch die Aufhebung des bisher vom Bräutigam gezahlten Ehegeldes (Mohar) an ihren Vater als Vorbedingung der Ehe.

Die Kadis und religiösen Gerichtshöfe sind verschiedener Meinung über den Fortschrittsdrang der arabischen und drusischen Frau. Nicht alle Stellen sind mit dem staatlichen israelischen Rechtssystems in Sachen der Erbschaft, Kinderehe, Polygamie usw. einverstanden. Manche versuchen sogar die Gesetze auf verschiedene Art zu umgehen, aber andere sind den Frauen in der Verfechtung ihrer Rechte behilflich.

Hannah Petor